

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 19 (1978)
Heft: 10

Artikel: Herunter mit den Jaghnobern! : Wie man in der Sowjetunion tadschikische Bergbewohner umgesiedelt hat : sozusagen eine Aktion für Land und Leute

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie man in der Sowjetunion tadschikische Bergbewohner umgesiedelt hat

Herunter mit den Jaghnobern!

Sozusagen eine Aktion für Land und Leute

Die russischsprachige Pariser Zeitung «Russkaja Mysl» hat am 20. 4. 1978 mit einem Samisdat-Text über eine Aktion berichtet, die man in der UdSSR der Breschnew-Ära nicht mehr für möglich halten sollte: Ende der sechziger Jahre ist in Tadschikistan eine Völkerschaft zwangsumgesiedelt und dezimiert worden.

Ein Fall von Wiedereinführung stalinistischer Praktiken? Vom Motiv her ist das nicht der Fall. Eine Verfolgungsabsicht lag der Aktion kaum zugrunde. Sie wurde vor rund 10 Jahren ohne letzte Systematik unternommen und wird heute ohne

letzte Konsequenz aufrechterhalten: Rechthaberei vermischt mit Lascheit, ein typisches Zwischenprodukt der wurstigen Verwaltungsgesellschaft. Nur wurde dabei eine Volksgruppe mit eigener Kultur schwer getroffen und ist nunmehr vollends am Erlöschen.

Ein planmässiges oder ausserplanmässiges Verbrechen? Ein bürokratischer Fehlentscheid? Eine Anwendung von Routine und Schablone? Ein Missverständnis? Tatsächlich ist die Talfahrt der Jaghnobers alles zusammen. Wir berichten darüber nach der angegebenen Quelle.

Zur Vorgeschichte gehört es, dass man in den tadschikischen Niederungen Baumwolle kultiviert. Und dass die Parteiführung dieser zentralasiatischen Sowjetrepublik in den sechziger Jahren die Verpflichtung zu erhöhter Ablieferung von Baumwolle eingegangen war.

Benötigt: Arbeitskräftematerial

Und die Geschichte beginnt damit, dass man Mühe hatte, die eingegangene Verpflichtung auch zu erfüllen. Nicht, dass es an Erträgen gefehlt hätte, im Gegenteil: Das Problem war es, den Ueberfluss guter Jahre einzubringen. Die Erntemaschinen, auf die man gehofft hatte, bewiesen ihre Unvollkommenheit, und so war man darauf angewiesen, zusätzliche Arbeitskräfte zu bekommen. Aber woher?

In dieser Situation musste es wohl dazu kommen, dass man an die «stille Reserve» der Bergbewohner dachte. Zur Hauptsache handelte es sich um die Jaghnobers, eine eigene ethnische Gruppe der Tadschiken. Offenbar wurde nun ein Beschluss gefasst, sie nolens volens in die tiefergelegenen Baumwollgebiete zu bringen; dort, wo sie waren, trugen sie zu den Messbarkeiten der Planerfüllung ohnehin nicht viel bei. In welcher Form die Umsiedlungsaktion beschlossen wurde, ist nicht bekannt. Sie wurde offiziell nicht angekündigt, sondern fand bloss statt. 1968 war sie in vollem Gange. Vorgestellt als freiwilliger Umzug der

Bergbewohner, durchgeführt als polizeiliche Verschleppung.

Von der Aktion erfasst wurde vornehmlich das Gebiet um den Ober- und Mittellauf des Jaghnob. Er fliesst im Norden der Republik von Ost nach West, parallel zum Serawschan, in den er nördlich der Republikhauptstadt Duschanbe mündet. Der Serawschan fliesst dann dem Serawschan-Gebirgszug entlang weiter nach Usbekistan.

Die Berge im Norden Tadschikistans weisen zwar nicht die Höhe der Siebeneinhalbtausender im Pamirgebirge an der Südgrenze (zu Afghanistan und China) auf, zählen aber immerhin Vier- und Fünftausender. (Mit verstärktem Relief entspricht Tadschikistan ungefähr der schweizerischen Gliederung von Alpen, Mittelland und Jura von Süd nach Nord.)

Ein Bergvolk mit sehr alter Sprache

Das Siedlungsgebiet der Jaghnobers umfasst(e) nicht das ganze nördliche Bergland, sondern ist oder war auf das Einzugsgebiet «ihres» Jaghnob konzentriert. Als eigenes Volk sind sie kaum an körperlichen Merkmalen zu erkennen; allenfalls weisen sie weniger ausgeprägte mongolische Gesichtszüge auf als die übrigen Tadschiken. Aber sie sprechen eine wesentlich andere Sprache. Sie gehört wie das Tadschikische der iranischen Sprachgruppe an und ist noch wenig erforscht;

vermutlich stellt sie eine Weiterentwicklung der alten soghdischen Sprache dar.

Auf jeden Fall ist bis in die letzten Jahre im Schutz der Abgeschiedenheit eine alte Kultur bewahrt geblieben. Während der arabischen Eroberung im 7. Jahrhundert hatte lediglich die Bergbevölkerung ihre Sprache und ihre Sitten relativ unberührt zu erhalten vermocht. Die moderne Integration führte dann dazu, dass sich die Jaghnobers im überregionalen Umgang des Tadschikischen als Hochsprache bedienten, doch untereinander verkehrten sie nach wie vor in ihrer eigenen Sprache. Offiziellen Status hatte sie allerdings schon vor der jüngsten Volksverpflanzung nicht: auf jaghnobisch gab es weder Schulen noch Zeitungen oder Radiosendungen.

Beschlossen: Zwangsaktion. Berücksichtigt: Protektion

Wie gesagt, ist der Zwangscharakter der Umsiedlung zu keinem Zeitpunkt offizielle Lesart gewesen; dementsprechend gibt es keine dokumentarische Rechtsgrundlage für die grossteils gewaltsame Verwirklichung des Programms.

Tatsächlich war das Vorgehen lückenhaft und uneinheitlich. Einzelne Siedlungen, dort Kischlaks genannt, wurden durch Zwangsevakuierung der Bewohner praktisch liquidiert, andere erhielten eine Auswanderungsquote zugewiesen; wieder andere liess man in Ruhe.

Nach welchen Kriterien man dabei verfuhr, ist im Detail nicht auszumachen. Anscheinend stellte man in bestimmten Fällen auf die Einwohnerzahl ab, in andern auf die jeweilige Höhenlage der einzelnen Siedlungen. (Im Jahre 1967 lebten 4 Prozent der Bevölkerung Tadschikistans in einer Höhe von 2000 m ü. M. oder darüber.) Häufig entschieden ganz einfach persönliche Beziehungen über das Schicksal von Dörfern. Wenn ein Mitglied des KP-Bezirkskomitees aus einem der fraglichen Kischlaks stammte, sorgte er dafür, dass man seinen Herkunftsort verschonte.

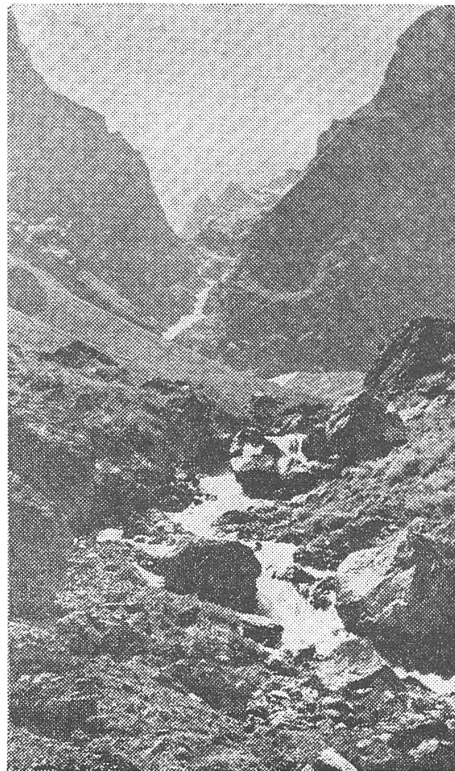
Heim ins Tal!

Anfänglich versuchte man, die Aktion auf freiwilliger Basis durchzuführen oder gab sich jedenfalls diesen Anschein. Wenigstens im Sinne einer sporadischen Alibibemühung berief man in einigen Dörfern Versammlungen ein und versuchte die Leute gütlich zum Umzug in die Niederungen zu überreden. Unter anderem appellierte man an ein Ur-Heimatgefühl, indem man den Dorfbewohnern erzählte: «Das Tal ist die Heimat eurer Vorfahren. Von dort sind sie im Altertum durch Nomaden vertrieben worden.» Also: zurück zu eurer Heimat vor 2000 Jahren. Wie immer es sich mit den inhaltlichen Voraussetzungen dieses Arguments verhält, es nimmt sich hübsch aus im Munde von Agitatoren, die bei anderer Gelegenheit ihrem Auditorium wohl die verbrecherische Beschaffenheit des zionistischen Gedankengutes darlegen.

Im Buch «Die Sowjetunion. Geographische Beschreibung. Tadschikistan» (Verlag «Mysl», Moskau 1968, S. 57) heisst es:

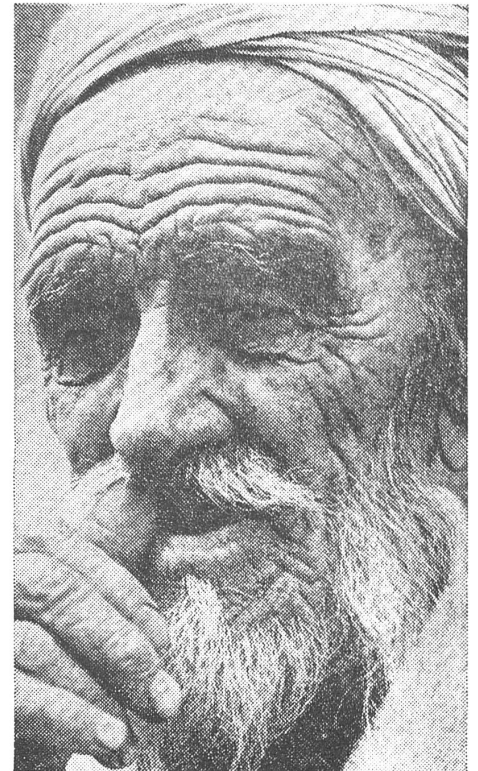
«Hierher ins Tal, in die Heimat ihrer Ahnen, ziehen die tadschikischen Bergbewohner zu Tausenden um.»

(In zwei verschiedenen deutschsprachigen Broschüren, die der APN-Verlag in Moskau unter dem gleichen Titel «UdSSR. Tadschikistan» herausbrachte, fehlt der Bezug auf die Heimat der Ahnen in dieser Form. In der ersten Ausgabe [o. J., wahrscheinlich 1968] wird in poetischen Worten der Umzug der Bergbewohner in die «blühenden Oasen» der Täler als Zeichen des Fortschritts gerühmt [S. 19]. Die Jaghnober finden keine Erwähnung. In der Ausgabe von 1972 spricht man davon, dass «vor der Revolution»



Ein Bergtal ...

zahlreiche Eroberer die Bevölkerung in die Berge gedrängt hätten, während heute ganz Tadschikistan allen Tadschiken zur Verfügung stehe [S. 27]. Mittelbar anschliessend gibt es den einen Satz der Broschüre über die Jaghnober: «Im Bergtal Jaghnober leben die Jaghnober — direkte Abkommen der Soghdiener, die ausser der tadschikischen auch einen Dialekt der altsoghdischen Sprache sprechen.» Hier wird ersichtlich der Eindruck eines unangetasteten Refugiums vermittelt. Anscheinend hat man bis 1972 den Blödsinn der Aktion vier/fünf Jahre zuvor eingesehen und macht sie wenigstens auf dem Papier ungeschehen, wenn man sie schon im Leben nicht oder nicht richtig rückgängig machen will, weil das ein Eingeständnis wäre.)

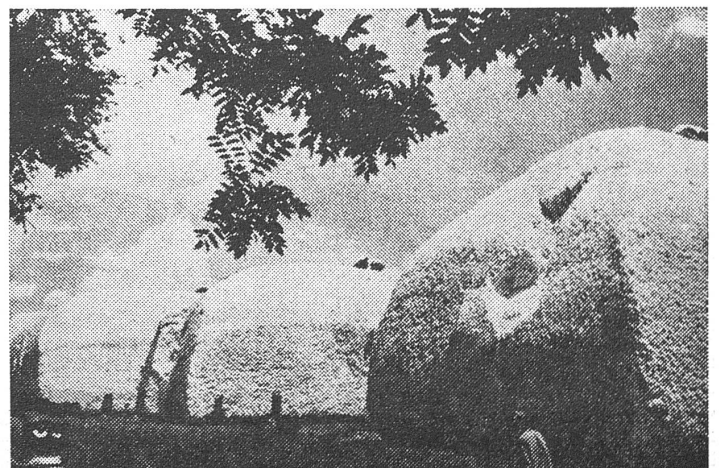
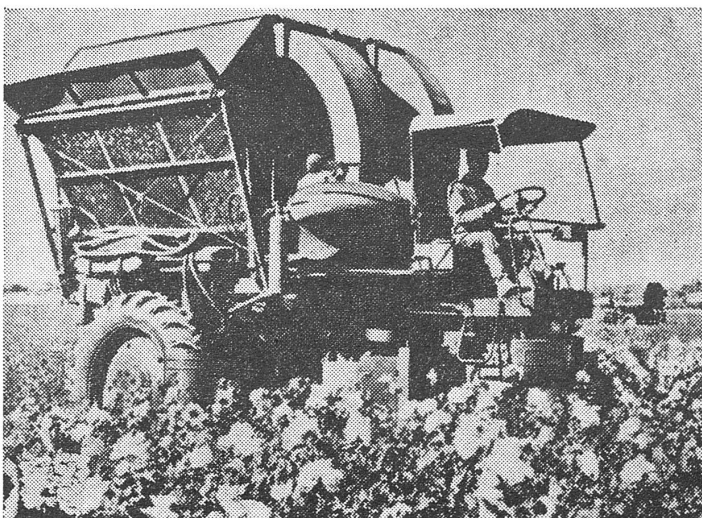


... und ein Bergbewohner.

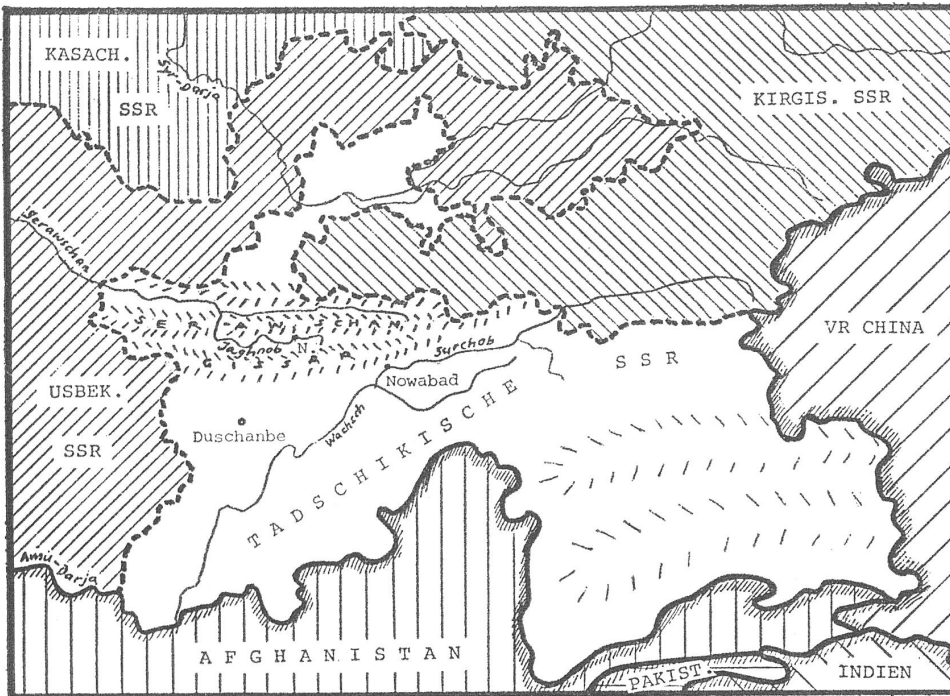
Umsiedlung in agitatorischen Begründungen ...

Natürlich behandelte man bei der Umzugspropagierung nicht nur das Ahnenmotiv, sondern brachte auch alle einschlägigen ökonomischen und infrastrukturellen Argumente vor:

1. *Das Leben in der Abgeschiedenheit der Berge stehe der kulturellen Entwicklung entgegen.* Dieser Punkt dürfte in der richtigen Sinnggebung eines sowjetischen Standardvorwurfes an rückständige «Nationalitäten» durchaus ernst gemeint gewesen sein: Die Jaghnober hatten sich bisher der Assimilierung widersetzt, und das war unerwünscht.



Baumwolle in Tadschikistan. Wegen fehlender Mechanisierung (links) holte man sich gewaltsam Arbeitskräfte aus den Bergen.



2. In den kleinen Dorfschulen müsse man in zusammengelegten Klassen unterrichten. Das ist so weit ein übliches Problem in Berggebieten. Das spezifische Schulproblem dort und damals war aber ein anderes: Die Kinder verstanden wenig Tadschikisch, und die Lehrer sprachen (meist) überhaupt nicht Jagnobisch. Und diese Schwierigkeit wäre durch vermehrte Ausbildung einheimischer Lehrkräfte zu beheben gewesen.

3. Die medizinische Betreuung erweise sich als schwierig. Was nach der angeordneten Remedur der Umsiedlung dann sowohl oben in den Bergen als auch unten im Tal aus der medizinischen Betreuung für die Jagnobler wurde, ist ein späterer Hauptpunkt dieses Berichtes.

4. Bei Wahlen seien die Wähler nicht leicht zum Wahlort zu bringen. Von der fehlenden Relevanz der Wahlen ohne Auswahl abgesehen: Man hatte bis anhin nie vernommen, dass die sowjetüblichen Wahlergebnisse von nahezu 100 Prozent dort nicht zu erreichen gewesen wären.

5. Die wirtschaftliche Tätigkeit der Bergbewohner, nämlich die Viehzucht und der mühsame Ackerbau auf den terrassierten Hängen, weise eine zu geringe Produktivität auf. Es wäre ehrlicher gewesen, einfach zu sagen: Wir können euch besser auf den Baumwollfeldern unten gebrauchen. Von der Versorgungslage her gesehen, stimmte übrigens das Produktivitätsargument nicht einmal. Aus den Weilern der Berggebiete (natürlich nicht nur der Jagnobler) stammten z. B. weit über 50 Prozent des Fleischangebotes und nahezu alle Gerste und Wolle auf den Märkten Tadschikistans. Und die Selbstversorgungslage war gerade bei den Jagnoblern gut. Der am Oberlauf des Jagnob gelegene Hochgebirgskessel Gulbas ist für seine ertragreichen Alpen, Weiden und Heuwiesen bekannt, und soweit es auf die Bergbewohner ankam, konnten sie ihre Bedürfnisse sehr wohl decken. Was ihnen fehlte oder eben nicht so fehlte, war etwas ganz anderes: ihre Einordnung ins System. Ihre spezielle Lage hinderte tatsächlich die üblichen Kollektivierungsmuster und erschwerte ein effektives Eintreiben der Steuern.

Aber was immer an Argumenten für die Umsiedlung vorgebracht wurde: Für die Bergbewohner erwiesen sie sich nicht als stichhaltig. Sie wollten ihre Dörfer nicht verlassen.

... und polizeilicher Gründlichkeit

Als die freiwillige Umsiedlung, die übrigens mancherorts gar nicht erst versucht wurde, am Beharrungsvermögen der Leute scheiterte, griffen die Behörden zu andern Mitteln.

Zur Anwendung gelangten wahlweise oder simultan verschiedene Methoden von aussergewöhnlicher Brutalität. Man vernichtete den Leuten ihre Existenzgrundlage, man zerstörte die Umwelt mit Vorbedacht und man evakuierte schliesslich die Einwohner auch ganz direkt unter Gewaltanwendung.

In den Kischlaks tauchten Polizeistreifen mit

Deckungsmannschaften auf und machten sich daran, das System der Bewässerungskanäle zu zerstören, das in Jahrhunderten gebaut worden war und für die Lebensfähigkeit der Siedlungen eine Voraussetzung ist. Danach setzten sie die Holzhäuser in einen umzugsfördernden Zustand. Sie zerschmetterten die dort meist mit Schnitzereien verzierten Stützpfiler, sie schlugen Dachsparren und Türen zusammen.

In Dörfern, die über befahrbare Strassen zugänglich waren, schickte man Lastwagen mit Polizeieskorte und fremden Fahrern. Gewaltsam wurden dann Männer, Frauen und Kinder verladen. Der Hausrat wurde nachgeschmissen, und der Transport konnte vonstatten gehen. Das Vieh liess man zurück. Zum Teil kam es um, zum Teil wurde es geraubt, und zum Teil «gelangte» es in das Eigentum tiefer gelegener Kolchosen.

Zu einigen schwer zugänglichen Kischlaks hatte man erst kurz vor dem Einsetzen der Evakuierungsaktionen Strassen gebaut. Offenbar einzig dazu, um die Leute abholen zu können. Heute sind diese inzwischen vernachlässigten Zufahrten unbrauchbar geworden.

Bewaffneten Widerstand gegen die Aktion hat es anscheinend nicht gegeben. Hingegen ist es in einigen Fällen zur Flucht junger Männer in die Berge gekommen. Sie lebten dann jahrelang von der Jagd, von Viehdiebstahl oder von der Hilfe der Bevölkerung jener Weiler, die von der Evakuierung ausgespart worden waren. Im Winter zogen sie jeweils wieder in ihre halbzerfallenen Heimstätten. Die Strassen sind um diese Jahreszeit geschlossen, und ein Auftauchen von Polizei ist nicht zu befürchten. Heute ist ihre Existenz wieder halbwegs legalisiert oder wenigstens geduldet.

Den Jagnoblern und übrigen Bergbewohnern, die zur Zeit der Umsiedlung im Militärdienst waren, wurde es nach ihrer Entlassung verwehrt, in ihre Heimorte zurückzukehren.

So wurden die Bergbewohner weggebracht, zum Teil recht eigentlich deportiert. Wie viele waren es? Die Zahlen sind nicht erhältlich. Die veröffentlichten Schilderungen sprachen von Tausenden, die frohgemut zu Tale zögen, aber insgesamt handelte es sich um etliche Zehntausende.



Importeur feiner Qualitätsweine

Südtirolerwein = fein und bekömmlich und erst noch günstig.

Sie finden bei uns Spezialitäten in ausgesuchter Qualität wie:

Cabernet, Merlot, Weissburgunder, Blauburgunder, Malvasier usw.

Lassen Sie sich überraschen!

Vins Hess Weine

Bern - Steinhölzli Telefon 031/53 85 55

Teppiche als Kunstwerke.

Wir haben im Orient Teppiche gefunden, die so einzig sind in ihrer Art, so wertvoll und schön, dass sie die Bezeichnung Kunstwerk ohne weiteres verdienen.

Weil sie so selten, alt und kostbar sind, haben wir diese Teppiche in einer Sammlerkollektion zusammengefasst.

Wenn Sie Ihr gutes Geld in wertbeständigen, heute noch günstigen Teppichen anlegen wollen, sollten Sie das lieber heute als erst morgen tun.

Geelhaar

W. Geelhaar AG, Thunstrasse 7, 3000 Bern 6
Marktgasse 42, 3011 Bern
Teppich-Showroom Zürich, Zweierstr. 35, 8004 Zürich

Für viele: Sterben in den Niederungen

Wie erging es ihnen in den «blühenden Oasen» der Täler?

Den «Zuzüglern» erstellte man Siedlungen aus behelfsmässig zusammengemauerten Hütten. Mit andern Worten also Slums. Hier sollten sie sich einleben. Aber viele überlebten das Einleben nicht. Weil sie keine Abwehrstoffe gegen die «normale», ihnen aber fremde Umweltvergiftung entwickelt hatten.

In den Bergen machen die Nähe der Gletscher und die ultraviolette Strahlung das Wasser praktisch steril. Im Tal jedoch, wo der Bewässerungskanal traditionellerweise sowohl Trinkwasserquelle als auch «Wäscherei» und «Badehaus» darstellt, manchmal sogar die «Kanalisation», bekamen die Entwurzelten, die keinerlei Immunität mitbrachten, durchs Band Dysenterie. Darauf folgten Diphtherie und Tuberkulose.

Niemand lehrte die Umgesiedelten, die Öfen mit Steinkohle zu heizen statt mit dem gewohnten Brennholz. Ausserdem kostete eine Tonne Kohle 75 bis 80 Rubel. Manche Bergler, an Naturalwirtschaft gewohnt, hatten nicht genug Geld, um

sich für den Winter mit Brennstoff einzudecken; mit ihrem neuen Verdienst als Landarbeiter mussten sie ebenfalls noch umzugehen lernen.

Die Sterblichkeit war besonders unter Kindern und Alten hoch. Man zählte Hunderte von Todesfällen pro Woche. In den gewöhnlich kinderreichen Familien fehlen jetzt Kinder einiger Jahrgänge fast gänzlich. Die zur Zeit der Umsiedlung bereits entwöhnten, aber noch nicht fünfjährigen Kinder starben beinahe alle. Annähernd gleich gross war die Sterblichkeit bei Personen über 60 Jahren; die Klagen der Alten über den atmosphärischen Druck, die sommerliche Hitze und das schlechte Wasser erwiesen sich als begründet.

Eine Dorf-Sanitäterin beschreibt den Fall einer geisteskrank gewordenen Mutter, die innerhalb weniger Tage drei Kinder verlor; ihr Mann diente zu der Zeit in der Armee.

Die medizinische Hilfe, die man als Begründung für die Umsiedlung angeführt hatte, vermochte der Epidemie nicht Herr zu werden; schliesslich erlosch diese von selbst. Die Zahl ihrer Opfer ist selbstredend von keiner Statistik veröffentlicht worden; die Grössenordnung von zehntausend gilt als bescheidene Schätzung.

Seit den frühen siebziger Jahren ist die Aussiedlungs-«Kampagne» zwar vorbei, aber die offizielle Erlaubnis zur Rückkehr steht noch immer aus. Ob diese faktisch gehindert wird oder nicht, steht im Ermessen der jeweiligen polizeilichen Duldung oder Willkür. Ein Teil der Umgesiedelten hat sich mit der neuen Lage abgefunden. Vielen ehemaligen Berglern fehlt es einfach an Kraft und Mitteln für einen Umzug, selbst dort, wo man ihn amtlich nicht verwehrt.

Für wenige: Leben in zerfallenen Dörfern

Bis in die jüngste Zeit ist die Rückkehr nur vereinzelt «durchgefallen» worden, und so bietet die alte Heimat der Jaghnober und der übrigen Bergbewohner jetzt ein trostloses Bild. In einigen Kischlaks leben im Sommer zwei bis drei Familien (oft alte Leute zusammen mit Familienangehörigen, die in den Ferien zum Heuen heraufkommen). Sie richten sich mühsam unter den 60 bis 80, zuweilen aber auch 150 zusammengefallenen Wohnstätten ihrer Vorfahren ein. Nur wenige der evakuierten Siedlungen haben heute wieder vereinzelte Bewohner, die das ganze Jahr über bleiben. Die Lebensbedingungen mögen früher etwas mittelalterlich gewesen sein; heute sind sie steinzeitlich.

Die Heizung der Häuser ist ein offenes Feuer. Als Brennstoff verwendet man Mistfladen, die an den Schiefer- oder Lehmwänden der Behausungen getrocknet werden. Die Kinder sind voller Fliegen.

Elektrizität, Postbedienung und medizinische Betreuung existieren nicht. Wenn Russen auftauchen, verstecken sich Frauen und Kinder, und die Männer sind äusserst ungesellig. Die verängstete Fremdenfeindlichkeit fällt um so mehr auf, als sie im Gegensatz zur enormen Gastfreundschaft der sonstigen tadschikischen Landbewohner steht.

Zeugen der früheren Grösse und des Alters derartiger «ehemaliger» Kischlaks (auf den Karten wird ihrem Namen manchmal das Wort «Ruinen» vorangestellt) sind die ausserordentlich grossen Friedhöfe, die immer noch gepflegt werden. Recht eigentlich tote Siedlungen sind etwa Rufigar und Nowabad am Jaghnober (ein anderer Ort gleichen Namens, das «untere» Nowabad am Surchob, war von der Aktion nicht betroffen).

Es gibt Ruinen von Gebäuden, die vor gut zehn Jahren den Fortschritt symbolisierten: Häuser der ehemaligen Dorfsowjets, administrative Zentren, Kleinspitäler, meteorologische Stationen.

Überall gibt es verwiterte Felder, von Steinen umgeben, die Generationen von Ackerbauern einst zu Mauern geschichtet hatten. Es gibt verdorrte Obstbäume, vertrocknete Bewässerungsgräben, die sich über Kilometer erstrecken...

An einzelnen Orten drücken die Behörden jetzt ein Auge zu, wenn einige Familie zusammen zurückkehren, um eine neue Dorfgemeinschaft zu bilden. Nunmehr stellt man ihnen sogar die Bedingung, einen Abschnitt eines Bergweges wiederherzustellen, oder eine Brücke. Die Einsicht, dass die Verwüstung der Berggebiete ein Unsinn war, dämmert schön langsam heran. Aber die Wiedergutmachung überlässt man grosszügig den Opfern. Und die Verantwortlichen zieht niemand zur Rechenschaft; der Fall darf keine Lehre sein. Letzten Endes deshalb, weil dort der Wahltag kein Zahltag ist. ■

CRITICON

KONSERVATIVE ZEITSCHRIFT

Vier publizistische Gründe, CRITICON zu abonnieren:

- CRITICON lässt alles Ueberflüssige beiseite, um sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Wenn Sie sich fragen, was Ihnen von der jahrelangen Lektüre gewisser Nachrichtenmagazine eigentlich geblieben ist, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.
- CRITICON versucht nicht, sich durch dauerndes Hakenschlagen einer Festlegung zu entziehen. Wenn Sie sich fragen, wo in der Publizistik dieser Krisenzeit Hirn, Herz und Rückgrat geblieben sind, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.
- CRITICON sichtet für Sie die Bücherflut und hilft Ihnen so, sich zu orientieren. Wenn Sie sich fragen, wie Sie im Bücherangebot Spreu vom Weizen scheiden sollen, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.
- CRITICON unterrichtet über Vorgänge im In- und Ausland, die von den landläufigen Medien nicht zur Kenntnis genommen werden. Wenn Sie sich fragen, ob Sie durch diese Massenmedien ausreichend unterrichtet sind, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.

Und ein politischer Grund:

- Radio DDR am 24. 2. 1975: «Formierungsorgan des politischen Neokonservatismus... der heute schon nicht mit dem Hinweis abgetan werden kann, dass er gegenüber der Politik ratlos sei, wie es bürgerliche Kritiker Anfang des Jahres 1974 noch bemängelten.»

An CRITICON-Vertrieb, D-8000 München 2, Prannerstrasse 15/II

- Ich abonniere ab Jahrgang 1978*
 Senden Sie eine kostenlose Probenummer*
 * Bitte ankreuzen

Erscheinungsweise: zweimonatlich,
 48 Seiten, DIN A 4.
 Jahrgangspreis: 8. Jahrgang DM 45.-/
 öS 320.- / sFr. 40.-.

Name _____
 Vorname _____
 Strasse _____
 PLZ _____ Ort _____